

„Rollen zurück aus'n 60ern“

Familiäre Positionierungen während der Corona-Pandemie

Christina Lökk und Laura Maleyka

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Familien in polarisierten und als polarisierte Welten. Aktuelle Perspektiven qualitativer Familienforschung im Kontext der Corona-Pandemie«

Familien während der Corona-Pandemie

Gleich zu Anfang der Corona-Pandemie entfachte eine Diskussion über die mögliche Gefahr einer Re-Traditionalisierung der Familien (vgl. Allmendinger 2020), die folglich eine Verschärfung der ohnehin vorhandenen Geschlechterungleichheiten prognostizierte. Gleichzeitig wurde angesichts des gestiegenen väterlichen Engagements bei der Kinderbetreuung und der zunehmenden Flexibilität durch die Etablierung des Homeoffice (zumindest für bestimmte Berufsgruppen) eine Weiterentwicklung der „modernen“ Vaterrolle vermutet (vgl. Kreyenfeld und Zinn 2021). Die empirische Überprüfung dieser diametralen Zukunftsprognosen bildeten den Ausgangspunkt unserer Studie, in der wir überwiegend mit berufstätigen Müttern (aber auch Vätern) von Kleinkindern aus unterschiedlichen sozialen Lagen Gruppendiskussionen führen. Unser Projekt fokussiert ihre Wahrnehmungs- sowie Bewertungsmuster vor, während und nach der Corona-Pandemie.¹

In einem Längsschnittdesign möchten wir aus der Perspektive der Eltern erfahren, inwiefern sich die vorherrschenden Rollenvorstellungen in den Familien auf die Bewältigungsstrategien während der Pandemie ausgewirkt haben, aber auch ob und wie sich diese mit dem Beginn der Pandemie verändert bzw. manifestiert haben. Ausgehend von der Annahme, dass die pandemiebedingten politischen Maßnahmen vor dem Hintergrund verschiedener sozial-struktureller Faktoren ganz unterschiedliche Auswirkungen auf Familien hatten, möchten wir verschiedene Bewältigungsmuster von Familien und ihren einzelnen Akteur/-innen darstellen. Dabei wird der Tatsache Rechnung getragen, dass Geschlechterkonstruktionen nicht unabhängig von sozialen Lagen existieren und umgekehrt milieuspezifische Lebensstile, Einstellungen und Praxen nicht unabhängig von Geschlecht gedacht werden können. In diesem Aufsatz geben wir einen Einblick in unsere Ergebnisse, indem wir exemplarisch die positionierungsanalytische Auswertung eines Falles vorstellen und dabei ein besonderes Augenmerk auf die Rollenzuschreibungen innerhalb der Familie legen.

¹ Das aktuelle Sample umfasst acht Gruppendiskussionen mit insgesamt 23 Teilnehmer/-innen in der ersten Erhebungswelle (2020/21). Aus der zweiten Erhebungswelle (2021/2022) liegen fünf Gruppengespräche mit 14 Teilnehmenden vor. Eine dritte Erhebungswelle ist für 2023/24 geplant.

Theoretische Rahmung: Akteur/-innen in ihren sozialen Lagen

Wenn bereits zu Beginn der Corona-Pandemie vor einer Re-Traditionalisierung der Familien gewarnt wurde, dann stellt sich zunächst die Frage, auf welche Art von Tradition die Familie durch die pandemische Lage zurückgeworfen werden könnte. Hierbei lässt sich vermutlich an die neolokale Kernfamilie in den industrialisierten USA der 1950er Jahre denken, wie sie bekanntlich von Parsons und Bales (1955) beschrieben wurde. In diesem Modell ist die Familie arbeitsteilig funktionalisiert, damit die Eltern auf Basis ihrer Geschlechtsrollen (Mutter in der expressiven Rolle, Vater in der instrumentellen Rolle) die Kinder in ihrer (rollenspezifischen) Persönlichkeitsentwicklung fördern und sozialisieren konnten. Dieses Familienmodell ist in der Folge aus unterschiedlichen Gründen kritisiert worden (vgl. Bertram 2010).

Gleichfalls dreht sich der Diskurs um die Verfasstheit der Familientriade in Bezug auf das Schlagwort der traditionellen Familie insbesondere um geschlechtliche Diskriminierung und die daraus resultierenden Benachteiligungen. So gehen aus dieser Erkenntnis und ihrer Kritik Emanzipationsbestrebungen hervor, die alternative Paar- und Familienformen hervorbringen (Meyer und Schulze 1989), die aus diesen latenten Strukturen der Illusion einer Emanzipation (Koppetsch und Burkart 1999) erliegen oder die den Wandel der Vater-, aber nicht der Mutterrolle vorsehen (Nave-Herz 2004, S. 185).

Aktuell wird Familie hingegen aufgrund einer „neuen Mittelschichtkultur“ (Behrend 2020) problematisiert. Hierbei geht es um eine Abnahme des Stellenwertes des Paares bei gleichzeitiger Zunahme der Kindzentriertheit mit Fokus auf dessen formale Bildung sowie einer Zunahme der Planung des Familienlebens. Diese Entwicklung führe zu einem „innerfamiliären Unmittelbarkeits- und Spontanitätsverlust sowie einem Vergemeinschaftungsabbau von Familie“ (Behrend 2020, S. 9). Ebenfalls wird vermutet, dass Deutungsmuster der Familie wie beispielsweise die Spezifität der triadischen Beziehung durch „Enttraditionalisierung und Autonomisierung der Lebenspraxis“ (Liebermann und Muijsson 2020, S. 79) der Eltern abgelöst werden. Bis hin zur Diagnose eines Syndroms der a-pädagogischen Haltung von Eltern, die sich aus Identifikationserwartungen gegenüber dem Kind speise und somit zu absolutistischen Konformitätsansprüchen führe (vgl. Maiwald 2020, S. 259).

Eine solche diagnostische Sichtweise auf Familie halten wir insofern für verzerrt, weil sie einen Allgemeinheitsanspruch suggeriert und familiäre Arrangements akteursbezogen problematisiert. So wie die neolokale Familie zu keiner Zeit die Mehrheit der Familienformen der hochentwickelten und ausdifferenzierten Industriegesellschaften der 1950er und 1960er Jahre beschrieb, weil es neben ihr diverse andere Formen gab (vgl. Bertram 2010, S. 253); so ist auch davon auszugehen, dass sich eine dominante Form der neuen Mittelschichtkultur statistisch nicht belegen lassen wird. Weiterhin verlagert die Kritik an familiären Arrangements und Rollenzuschreibungen die Herausforderungen von Familien auf die individuelle Ebene und legt nahe, sie als akteursbezogene Kritik zu lesen.

Die bisherigen Auswertungen unseres Materials weisen in eine theoretische Verortung, die Akteur/-innen als handelnde Subjekte interpretiert, welche sich in ihrem sozialen Umfeld und letztlich gesellschaftlich verorten und damit unterschiedlichen Erfordernissen der Lebensgestaltung begegnen (vgl. Corsten et al. 2023). Damit möchten wir forschungspraktisch die sozialstrukturelle Zugehörigkeit der Familien beachten, weil wir davon ausgehen, dass damit einhergehende (Nicht-)Verfügbarkeit von Kapital die Rahmenbedingungen schafft, innerhalb derer Familien und ihre Mitglieder sich als Subjekte entwerfen können. Die Identitätswürfe, die wir herausarbeiten, möchten wir dahingehend als Antwort auf die soziale Lage verstehen, in der sich die Akteur/-innen bewegen.

Auswertungsmethode: Positionierungsanalyse

Jedes sprachliche Artefakt weist neben seiner informativen Funktion eine für jede empirische Sozialforschung zentrale Eigenschaft auf, nämlich seine soziale Funktion. Diese wird in Forschungsansätzen fokussiert, die Sprache als Pragma – also als Handlung – verstehen. In dieser Forschungstradition wurde erkannt, dass Sprechende mehr tun, als Aussagen über die Welt auszutauschen. Sie benutzen Worte als Werkzeuge (vgl. Bühler 1978), mit denen sie mit anderen Sprechenden in Interaktion treten und diese ebenso zum Handeln bewegen wollen. Die Positionierungsanalyse knüpft an diese Auffassung an, indem sie darauf verweist, dass diese sprachlichen Handlungen (Austin 1976; Searl 1969) Dinge, Menschen und Tätigkeiten im sozialen Raum verorten (sie schreiben ihnen Eigenschaften zu, hierarchisieren sie, sie moralisieren sie, usw.). Diese sprachlichen Handlungen des Charakterisierens werden auch als Positionierung bezeichnet. Das Zuschreiben einer Position im sozialen Raum bewirkt, dass die Interagierenden (Sprechende und Hörende) sozial wiedererkennbar bzw. identifizierbar werden.

Insofern folgt die Positionierungsanalyse hier der identitätstheoretischen Erkenntnis, dass Sprache Identität entstehen lässt (u. a. Goffman 1959; Antaki und Widdicombe 1998). Als Methode lässt sie sich daher innerhalb des empirischen Konstrukts der „narrativen Identität“ verorten. Denn ihr Ziel ist es, anhand sprachlicher Artefakte, Erkenntnisse über die diversen Formen der Entstehung von Identität in den Erzählungen von Individuen zu generieren (vgl. Lucius-Hoene und Deppermann 2002).

Konkret bedeutet das, dass Akteur/-innen, um sozial wahrnehmbar zu werden, Erzählungen generieren, in denen sie sich und ihr Handeln, gleichzeitig aber auch andere Akteur/-innen und deren Handlungen, beschreiben. Somit entstehen kohärente Geschichten, in denen der/die Erzählende sich selbst und andere darstellt. Gleichzeitig ist die Erzählung in eine soziale Interaktion zwischen Sprechenden und Hörenden eingelassen. Beide Interaktionspartner/-innen reagieren aufeinander und betreiben somit auch Selbstherstellung. Die Positionierungsanalyse setzt diese Art der Identitätsarbeit in ihren Fokus und wird somit zu einer Heuristik, die narrative Identität empirisch erschließt (vgl. Lucius-Hoene und Deppermann 2004, S. 168).

Die Positionierungsanalyse unterscheidet dabei zunächst zwischen zwei zeitlichen Dimensionen der Narration. Ein/e Sprecher/-in spricht zunächst über einen Gegenstand, der nicht Teil der aktuellen Interaktion ist, weil dieser eben durch die Erzählung formiert wird. Die Zeitebene der Erzählung ist also nicht die Gegenwart, sondern die erzählte Zeit.² Daher wird die Identität, die ein/e Sprecher/-in in der Erzählung herstellt, als „erzähltes Ich“ bezeichnet. Gleichzeitig steht der/die Sprecher/-in während der Erzählzeit in der sprachlichen Interaktion mit der/den zuhörenden Person/en. Hier bezieht sich die Identitätsarbeit direkt auf den/die Zuhörende/n. Somit wird die Identität, die eine sprechende Person während sie erzählt herstellt, als „erzählendes Ich“ bezeichnet. In beiden zeitlichen Dimensionen stellt sich der/die Sprecher/-in als bestimmte Person in einem sozialen Raum dar, was als Selbstpositionierung bezeichnet wird. Während sie sich selbst innerhalb der Narration (erzähltes Ich) und innerhalb der Interaktion (erzählendes Ich) positioniert, weist sie sowohl den Akteur/-innen in der Geschichte als auch dem/der/den Zuhörenden eine Identität im sozialen Raum zu. Beides wird als Fremdpositionierung bezeichnet (vgl. Lucius-Hoene und Deppermann 2004, S. 173ff.).³

² Anzumerken ist hier, dass auch ein/e Sprecher/-in, die grammatikalisch gesehen im Präsens spricht, im Moment der Äußerung in pragmatischer Hinsicht bereits Vergangenes thematisiert. Somit ist jede Sprechhandlung Teil der erzählten Zeit. Das wiederum bedeutet nicht, dass sich die hierin vorgenommene Positionierung nicht auf die Identität der aktuellen Interaktion auswirken würde.

³ Zentral ist bei diesem Konzept die Interaktion zwischen Sprechenden und Hörenden und dies insbesondere unter dem Aspekt, dass Identitätskonstruktionen und Fremdpositionierungen angenommen, zurückgewiesen, korrigiert, geleugnet, usw. werden können. Aufgrund der Kürze und des Fokus dieses Aufsatzes wird dieser Teil der Positionierungsanalyse hier allerdings nicht weiter ausgeführt.

Weiterhin bleibt darauf hinzuweisen, dass die zwei zeitlichen Dimensionen des Erzählens die Narration zu einer Re-Inszenierung machen. Die Personen treten mit ihren Handlungen innerhalb der Geschichte in einer bestimmten Art und Weise auf, die ihnen Eigenschaften, Motive und Absichten in der erzählten Zeit zuschreibt. Die so vorgenommene Positionierung speist sich aber aus der erzählerischen Gestaltung des erzählenden Ichs innerhalb der Erzählzeit. Somit entspricht eine Narration nicht einem Bericht über das „So-Gewesene“. Sie ist vielmehr eine Interpretation des erzählenden Ichs und muss daher auch als Wirklichkeitskonstruktion verstanden werden. Ableiten lässt sich dies u.a. aus der Im- bzw. Explizitheit von Gesagtem, von Präzision oder Auslassung, von Tempo und Fokussierungen der Geschichte. Daher bietet es sich an, für die konkrete Untersuchung sprachlicher Einheiten (Redezüge) narrationsanalytische Verfahren (Labov und Waletzky 1973; Schütze 1984; darauf aufbauend Köber et al. 2015) anzuwenden. Diese ermöglichen, aus Kohärenzmarkern wie der dramaturgischen Komposition, der temporalen Anordnung, der kausalen Motivation und thematischen Bezügen Belege für Positionierungen und die hieraus hervorgehenden Identitätsdarstellungen abzuleiten.

Analyse: Mara und Christian mit Hannes

Die hier positionierungsanalytisch ausgewerteten Ausschnitte stammen aus einer Gruppendiskussion⁴ im Juli 2020 mit einer Realgruppe von drei Freundinnen. Die teilnehmenden Frauen sind alle Mitte dreißig, verheiratet, haben ein oder zwei Kind/er im Kleinkindalter und wohnen in einer ländlichen Region. Aufgrund der Berufe (Industriekauffrau, pharmazeutisch-technische Assistentin und Rechtsanwaltsfachangestellte) ordnen wir diese Gruppe der bürgerlichen Mittelschicht zu.

Bei den hier vorgestellten Passagen (tabellarisch aufgeteilt in Redezüge) handelt es sich um Maras Erzählung über den Alltag ihrer Familie während des sogenannten „ersten Lockdowns“. Als pharmazeutisch-technische Assistentin arbeitet sie zunächst in der Apotheke weiter, wird jedoch aufgrund ihrer Schwangerschaft nach kurzer Zeit freigestellt und ist mit ihrem vierjährigen Sohn Hannes, der während des Lockdowns nicht in den Kindergarten geht, Zuhause. Ihr Ehemann Christian arbeitet ebenfalls in einem systemrelevanten Beruf im Verwaltungsbereich und macht seit dem Ausbruch der Pandemie Überstunden.

Passage „Aufgabenverteilung während Corona“, Teil 1

1	/Genau, genau, genau/
2	Die Erfahrung zu machen fand' ich eigentlich ganz schön
3	Ich hab' irgendwie das Gefühl gehabt
4	wir sind so richtig eng aneinandergewachsen in der Zeit
5	Weil ja auch kein anderer da war
6	aufgrund dessen, dass wir ja keinen Homeoffice-Papa hatten oder ne
7	sondern jemand der halt ganz viel arbeiten musste

Mara beginnt ihren *turn*, indem sie auf einen vorhergegangenen *turn* einer anderen Sprecherin validierend Bezug nimmt (1). Daraufhin nimmt sie aus der Perspektive des erzählten Ichs eine Beurteilung der Vergangenheit vorweg (2), indem sie die „Erfahrung“ dieser als „schön“ beschreibt, wobei sie die Beschreibung durch die Partikel „eigentlich“ und „ganz“ in ihrer Reichweite einschränkt. Im nächsten Redezug beschreibt das erzählte Ich innerhalb der erzählten Vergangenheit einen Gefühlszustand (3), der eine Positionierung einer Gemeinschaft („wir“) zueinander („so richtig eng aneinandergewachsen“) vornimmt

⁴ 1. Erhebungswelle, Gruppe 3.

(4). Diese Empfindung und die daraus resultierende Positionierung sind gleichfalls eine Darstellung zweiter Ordnung, denn sie beruhen nicht auf tatsächlichen Begebenheiten in der erzählten Zeit, sondern sind eine ausgewiesene Interpretation des erzählten Ichs. Ob der andere Teil des „Wir“ die Zeit auf ähnliche Weise erlebt hat, erfahren die Zuhörenden nicht. Gleichfalls begründet das erzählte Ich seine Empfindung im darauffolgenden Redezug (5) aufgrund objektiver Begebenheiten („Weil ja auch kein anderer da war“). Der abwesende Andere steht dabei für den Ehemann von Mara und Vater des gemeinsamen Sohnes, Hannes, wie sich aus der darauffolgenden Fremdpositionierung von Christian (6,7) als „kein Homeoffice-Papa“ und „jemand, der [...] ganz viel arbeiten musste“ ergibt. Damit klärt sich auch rückschlüssig der andere Teil des eingangs beschriebenen „wir“. Weil Vater Christian aufgrund seiner Erwerbsarbeit abwesend ist, sind Mutter Mara und Sohn Hannes auf sich alleine gestellt. Bemerkenswert ist hierbei auch die Art und Weise, in der Christian zu Mara und Hannes positioniert wird, nämlich als grammatikalisches Akkusativ-Objekt zusammen mit dem Verb „haben“ in einem Besitzverhältnis zu den beiden.

Mara verbindet die Zeit des ersten „Lockdowns“ also mit positiven Emotionen, die aus einer Intensivierung ihrer Verbundenheit zu ihrem Sohn resultieren. Narrativ geht das erzählte Ich eine Symbiose (die sich in der Metapher des Aneinanderwachsens ausdrückt) mit dem Sohn ein und beschreibt diese als Dyade der zwei Alleingelassenen. Diese Dyade entbehrt aber einen wichtigen Teil, nämlich den Vater („Homeoffice-Papa“), weil sie lediglich über einen „Arbeitenden“ verfügt, weshalb sie dysfunktional ist.

Passage „Aufgabenverteilung während Corona, Teil 2

8	Das ist Punkt zwei
9	ich hab/ also ich hab WIRKLICH in der Zeit gemerkt
10	wie soll ich das sagen
11	dass (.) wie doll eigentlich Christian gefehlt hat ne
12	weil der ja nur weg war
13	und teilweise halt auch Samstag UND Sonntag gearbeitet hat
14	und das war so, wo ich so gedacht
15	boah, andere ham jetzt Homeoffice oder so
16	ich weiß die müssen da halt auch arbeiten und so
17	Aber die sind dann wenigstens noch irgendwo mal präsent
18	und das war er halt nich

In Redezug (8) kündigt das erzählte Ich eine Aufzählung an. In (9) setzt sie zu einer Selbstpositionierung an, die sie abbricht und durch das Voranstellen des Adverbs „also“ die folgenden Ausführungen als Schlussfolgerung der vorausgegangenen Erzählung markiert. Daraufhin nimmt sie eine Beurteilung der Zeit der Corona-Pandemie („in der Zeit“) vor. In der erzählten Zeit ist dem erzählten Ich etwas besonders aufgefallen (markiert durch die Betonung „WIRKLICH“). Das erzählende Ich muss hierfür erst die richtigen Worte finden, wie es durch den metakommunikativen Kommentar (10) markiert. Daraufhin positioniert das erzählte Ich den Partner Christian als „Fehlenden“. Diese Positionierung wird in (12,13) durch eine Detaillierung begründet, wobei die Begründung durch die Hyperbel („nur weg“) die Erzählung dramatisiert. Daraufhin bettet Mara die Begründung in eine weitergehende Argumentation ein, die sie als kognitiven Vorgang des erzählten Ich markiert (14). Diese Argumentation führt sie im Folgenden zunächst als Redewiedergabe (15) und anschließend Kommentar (16–18) aus, indem sie anonyme Andere in Gegenüberstellung zu Christian als „Homeoffice-Habende“ positioniert, die zwar als Arbeitende nicht im familiären Kontext eingebunden sind, trotzdem aber eine physische Anwesenheit in der familiären Sphäre haben.

Mara beschreibt hier somit einen Zustand der absoluten Absenz von Christian. Sie baut damit die Positionierung der Familienmitglieder während der Corona-Pandemie weiter aus. Christian wird damit

zum fehlenden Teil, der aus der dysfunktionalen Dyade eine Triade macht. Beides, die Dyade und die Triade, beschreibt sie auf einer somatischen Ebene. Es geht hierbei also nicht um die Funktionen bzw. Aufgaben der Familienmitglieder, sondern um den affektiv-emotionalen Status dieser.

Passage „Aufgabenverteilung während Corona“, Teil 3

1	/Genau/ Genau
2	und der war dann halt auch einfach durch
3	wenn er von der Arbeit kam ne
4	Von daher war's bei uns also auch so
5	dass ich wirklich alles Zuhause hab' ich halt gemacht
6	Das empfand ich persönlich
7	ich kann ja immer nur für mich sprechen
8	aber auch überhaupt als gar kein Problem
9	weil ich ja wusste wie viel und wie hart er gerade arbeiten muss
10	und da hätt' ich auch von ihm nie verlangt
11	dass er da jetzt noch irgendeinen Handschlag macht ne

Mara validiert zunächst den Redezug einer anderen Teilnehmerin der Gruppendiskussion (1) und übernimmt damit wieder den *turn*. Daraufhin schließt sie mit einer Beschreibung an, die eine Fremdpositionierung eines Akteurs in der erzählten Vergangenheit vornimmt (2,3). Die kolloquiale Formulierung des „Durch-Seins“ umschreibt dabei den Zustand körperlicher oder geistiger Erschöpfung des Akteurs von der Ausübung der Erwerbsarbeit. Es lässt sich rückschließen, dass Mara von ihrem Ehemann Christian spricht. Diesen positioniert sie somit als „Erschöpften“. Dem schließt sie eine Beschreibung der Umstände in der Familie („uns“) innerhalb der erzählten Vergangenheit an (4). Die Umstände, das markiert das erzählende Ich, ergeben sich gleichfalls aus der Positionierung von Christian („von daher [...] also auch“). Daraufhin folgt eine Selbstpositionierung des erzählten Ichs (5) als Verantwortliche für den Haushalt. Diese Selbstpositionierung ist dabei allumfassend („wirklich“) und exklusiv (doppelte Verwendung des Pronomens „ich“). Mara nimmt hier also durch ihre Fremd- und Selbstpositionierung eine strikte Rollenaufteilung vor, die Christian als „Arbeitenden“ und „Erschöpften“ im sozialen Raum der Erwerbsarbeit verortet und davon ihre eigene Verortung „zu Hause“ ableitet. Da Mara hier über die Zeit während der Corona-Pandemie erzählt, lässt sich rückschließen, dass es eine Zeit vor der erzählten Zeit gab, in der diese Rollenaufteilung anders war.

In den nächsten beiden Redezügen kündigt Mara zunächst als erzähltes Ich (6) und anschließend in Form eines metakommunikativen Kommentars aus der Perspektive des erzählenden Ichs (7) eine Beurteilung an. Diese führt sie dann in (8) aus, wobei sie durch die adversative Konjunktion „aber“ einen gegensätzlichen Sinngehalt markiert. Zusammen mit der doppelten Betonung des rein subjektiven Sprechens wird hier ein weiterer, konnotativer Sinngehalt deutlich: Es liegt nahe, dass diese Rollenaufteilung durchaus als problematisch empfunden werden könnte bzw. es einer spezifischen Legitimation hierfür bedarf. So beginnt auch der folgende Redezug (9) mit einer Begründung („Weil-Motiv“). Dieser nimmt einerseits erneut die Fremdpositionierung Christians als „viel und hart Arbeitenden“ vor. Andererseits positioniert sich das erzählte Ich als verantwortlich dafür, dass es die Rolle der Haushaltsführenden übernimmt („weil ich ja wusste“). Insofern wird hier deutlich, dass Mara als erzählendes Ich implizite, soziale Wissensbestände abrufen: Wenn der Mann ein (viel und hart) Arbeitender ist, dann sollte die Frau den Haushalt führen. Daher ist es an dieser Stelle interessant, dass die Rollenaufteilung zwischen Mara und Christian nicht Resultat einer Aushandlung oder Vereinbarung ist, die vor dem Hintergrund einer familiären Problematik entstanden ist (hohe Arbeitsbelastung eines Elternteils), sondern

vielmehr unhinterfragt von Mara übernommen wird und erst in der Erzählung als sozial akzeptierte Legitimationsfolie angeführt wird. Gleichfalls wird diese fraglos hingegenommene Rollenverteilung als subjektiv sinngebend re-interpretiert.

In den Redezügen (10,11) fügt das erzählte Ich seiner Begründung einen weiteren Sinngehalt hinzu. Mara positioniert sich hier in einem Interaktionszusammenhang mit Christian, den sie allerdings nicht in Anspruch genommen hat („nie verlangt [...] irgendeinen Handschlag macht“). Konnotativ wird die Möglichkeit des Ansinnens, dass Christian bei der Hausarbeit hilft, als Zumutung ausgewiesen. Das zeigt sich im Verb „etwas von jemanden verlangen“, das eine nachdrückliche Forderung beschreibt, gleichfalls aber absolut („nie“) ausgeschlossen wird. Die Redewendung „einen Handschlag machen“ steht im übertragenen Sinne dafür, ein bisschen mitzuhelfen. Damit malt Mara ihre Positionierung noch deutlicher aus: Für sie ist es nicht nur selbstverständlich, dass sie unhinterfragt die alleinige Haushaltsführung übernimmt, jedes Hinterfragen dieser Positionierung wäre eine Zumutung an Christian.

Es zeigt sich an dieser Stelle, dass soziale Wissensbestände hinsichtlich der familiären Aufgabenverteilung implizit sind und als solche auch unausgesprochen in den familiären Alltag übernommen werden. Denn Mara produziert hier immer wieder Erzählungen zweiter Ordnung, die ihre Wahrnehmung und Interpretation der Dinge wiedergeben. Wie Christian diese Zeit in der Familie wahrgenommen hat, scheint das Paar nicht thematisiert zu haben. Zudem wird auch deutlich, dass Mara diese impliziten Wissensbestände der familiären (geschlechtsspezifischen) Rollenaufteilung für Common Sense hält. Das markiert sie als erzählendes Ich in (11), wenn sie den Redezug mit „ne“ abschließt. Dies ist als Signal der Bestätigung an die Zuhörenden zu deuten, das sie dazu auffordert, den Inhalt des *turns* von Mara bestätigend zu validieren (im Sinne von „stimmt's?“).

Passage „Aufgabenverteilung während Corona“, Teil 4

12	weil, ich musste nicht zur Arbeit
13	ich hatte mein Berufsverbot
14	also hab' ich meine Arbeit Zuhause gesehen
15	weil ja/ weil's dann halt auch so war
16	und es gab/ ich hab' auch zugesehen
17	dass es jeden Tag was Warmes zu essen gab irgendwie
18	also, man fiel schon in diese Rollen zurück aus'n 60ern oder so (lachend)
19	aber ich hab das in dem Moment nicht als schlimm empfunden
20	sondern ich glaube zu dieser Zeit hatte einfach jeder seine Aufgabe
21	und jeder sein Päckchen zu tragen
22	egal ob es jetzt/ manche Sachen waren vielleicht schön
23	manche nicht so schön
24	wir ham auf jeden Fall gelernt
25	wie wichtig der Papa eigentlich ist
26	also das definitiv
27	weil er halt viel nicht da war

In Redezug (12) fährt das erzählte Ich mit seiner Narration fort, wobei diese formal eine Beschreibung ist, gleichfalls aber als Begründung („Weil-Motiv“) deklariert wird. Mara positioniert sich als „Nicht-Berufstätige“, wobei diese Positionierung aus einer nicht mehr vorliegenden Obligation entstand („musste nicht“). Dies erläutert sie im darauffolgenden Redezug (13). Interessant ist dabei die personalisierte Form des Akkusativ-Objekts („mein Berufsverbot“) zusammen mit dem Verb „haben“. Damit rückt das

Berufsverbot in den Bereich des Besitzes bzw. der persönlichen Errungenschaft (anders als in: „die Ärztin hat mir ein Berufsverbot erteilt“). In Redezug (14) ergibt sich hieraus ein folgerichtiger Schluss für das erzählte Ich („also“). Auch hier wird das Akkusativ-Objekt personalisiert („meine Arbeit“). Das Verb „sehen“ markiert hier eine subjektive Wahrnehmung. Dieser Sinngehalt wird in Redezug (15) begründet („Weil-Motiv“). Dabei bricht das erzählte Ich die Begründung ab („weil ja/ [...]“) und setzt sie daraufhin fort, indem sie die Begebenheiten als schicksalsbegeben deutet („weil’s [...] so war“). Die Abtönungspartikel („dann halt auch“) unterstreichen die Schicksalsgegebenheit der erzählten Zeit. In den Redezügen (16,17) positioniert sich Mara indirekt als Hausfrau, indem sie sich als verantwortlich für die tägliche Zubereitung einer vollwertigen Mahlzeit („was Warmes“) zeichnet. Die umgangssprachliche Formulierung („ich hab’ auch zugesehen“) verweist dabei auf ihre Bemühung, diese Rolle geflissentlich auszufüllen. Damit formuliert Mara, in ähnlicher Weise wie bereits zuvor, einen impliziten, sozialen Wissensbestand: Wenn die Frau nicht berufstätig ist, sollte sie die Hausarbeit übernehmen. Gleichfalls deutet sich an, dass Mara sich hier als „Davongekommene“ positioniert, der es sozial legitimiert (Berufsverbot) gelang, eine sozial illegitime Rolle („Hausfrau“) anzunehmen.

In Redezug (18) beschreibt das erzählte Ich die familiäre Arbeitsteilung während der Corona-Pandemie als „Rollen zurück aus’n 60ern“, wobei diese Umschreibung ein Synonym für die traditionelle, geschlechternormierte Aufgabenverteilung in der Familie ist. Damit tritt das bisher implizite soziale Wissen um familiäre Aufgabenverteilung hier explizit zutage. Gleichzeitig wird es zu einem gewissen Grad depersonalisiert („man“) und schmunzelnd festgestellt (metakommunikativer Kommentar „lachend“). Damit beschreibt Mara hier zunächst einen impliziten und unhinterfragten Prozess der Vergeschlechtlichung der familiären Arbeitsteilung, der aber dann doch in der Erzählung explizit als solcher benannt wird. Die Art und Weise des Explizierens findet jedoch zum einen ex-post statt und zum anderen wird die Thematik verallgemeinert.

In Redezug (19) nimmt das erzählte Ich eine adversative Beurteilung („aber“) vor, mit der es erläutert, dass es diese Entwicklung temporär („in dem Moment“) nicht als negativ wahrgenommen hat. Dem stellt es in (20) einen weiteren gegenläufigen Sinngehalt („sondern“) gegenüber, nämlich die Lesart, dass die Zeit der Corona-Pandemie jeden Menschen in spezifischer Weise gefordert hat. Dies wird in der Redewendung „jeder hat seine Aufgabe“, die in (21) mit der synonymen Redewendung „jeder hat sein Päckchen zu tragen“ wiederholt wird. Auch die Redezüge (22,23) reformulieren diesen Sinngehalt. Damit zeigt das erzählte Ich zunächst an, dass erwartbar wäre, dass sie die traditionelle Rollenverteilung geringschätzt. Dem widerspricht sie aber, indem sie die Zeit der Corona-Pandemie als Phase der besonderen Herausforderung für alle Akteur/-innen deutet, denen sich alle fügen müssen. Mit dieser Interpretation der „Fügung“ externalisiert Mara die Problematik und schreibt sie einer unbekanntem Größe zu. So kann die sozial unerwünschte traditionelle Rollenverteilung legitimiert werden, indem sie als schicksalsgegeben und damit unausweichlich gedeutet wird. In den Redezügen (24–27) nimmt das erzählte Ich eine positive Deutung der erzählten Zeit vor, die die Erfahrungen der Zeit der Corona-Pandemie als Lehrstück („wir ham auf jeden Fall gelernt“) versteht, da abwesende Vater eine Leerstelle in der Familientriade hinterlassen hat.

Resümee

Eingangs stellten wir die Frage, ob die Zeit der Corona-Pandemie eine Re-Traditionalisierung bewirkte oder ob sich neue (moderne) Rollen in den Familien abzeichnen. Der hier vorgestellte Fall kann als typisches Beispiel für eine Re-Traditionalisierung der Familie während der Corona-Pandemie gelesen werden. Mutter und Sohn leben während der Corona-Pandemie in einer symbiotischen Dyade, dem Vater

wird der affektiv-emotionale Status des „Fehlenden“ in der eigentlichen Triade zugeschrieben. Aufgrund der Krisenhaftigkeit der Situation beziehen die Eltern traditionelle Rollen (Vater ist erwerbstätig, Mutter ist Hausfrau). Die automatische, unhinterfragte Rollenübernahme basiert auf impliziten, sozialen Wissensbeständen über geschlechtsspezifische Rollenaufteilung in Familien. Aus Maras Perspektive ist dieses Wissen auch Common Sense. Trotzdem besteht ein Legitimationszwang für die Annahme der traditionellen Rollenverteilung, welcher über den Verweis auf die Krisenhaftigkeit der erzählten Zeit bedient wird.

Objektiv betrachtet, hatte die Familie wenig alternative Optionen, den Herausforderungen der pandemischen Zeit zu begegnen. Dies liegt an sozialstrukturellen Faktoren (systemrelevanter Beruf/Freistellung von der Erwerbsarbeit) und Entzug gesellschaftlicher Unterstützungsleistungen (Schließung von Kindertagesstätten). Interessant ist nun, dass diese soziale Lage nicht im Familienkontext thematisiert wird. Es setzt vielmehr ein Automatismus ein, der unhinterfragt die traditionelle Rollenverteilung als Antwort auf die Herausforderungen hervorbringt. Obwohl der Automatismus funktional ist, muss er als „Ausnahmemodus“ deklariert werden, weil er aus der Sicht von Mara nicht sozial akzeptiert ist. Insofern kann Maras Erzählung auch als Beleg einer Gesellschaft gelesen werden, die es Familien (abhängig von ihrer sozialen Lage) temporär unmöglich gemacht hat, alternative Identitätswürfe zu wählen.

Abschließend möchten wir betonen, dass dies ein exemplarisches Ergebnis der Analyse unseres Samples ist und unsere Daten diverse anders gelagerte Vergleichsfälle aufweisen. Daher sollte diese Ausarbeitung nicht als Antwort auf unsere Forschungsfrage verstanden werden, sondern lediglich als Einblick in eine heterogene Datenlage.

Literatur

Allmendinger Jutta. 2020. Die Frauen verlieren ihre Würde.

<https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2020-05/familie-corona-krise-frauen-rollenverteilung-rueckentwicklung> (Zugriffen 19.01.2023).

Antaki, Charles, und Sue Widdicombe. 1998. *Identities in Talk*. London: Sage.

Austin, John Langshaw. 1976. *How to do Things with Words*. Oxford: Oxford Univ. Press.

Behrend, Olaf. 2020. Zu Merkmalen der Familie der neuen Mittelschichtkultur. In *Rekonstruktive Paar- und Familienforschung*, Hrsg. Dorett Funcke, 9–42. Wiesbaden: Springer VS.

Bertram, Hans. 2010. Talcott Parsons „Familien sind Fabriken, die menschliche Persönlichkeiten produzieren“. In *Die Geschichte der Familiensoziologie*, Hrsg. Rosemarie Nave-Herz, 239–262. Würzburg: Ergon.

Bühler, Karl. 1978. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Berlin: Fischer.

Corsten, Michael, Lökk, Christina Lökk und Laura Maleyka. 2023. Re-Traditionalisierung oder moralökonomische Emotionsbalance? Familiärer Alltag vor und während Corona. In *Die Ökonomisierung des Sozialen – Vergesellschaftungsdynamiken in der Familie*, Hrsg. Dorett Funcke und Franziska Krüger. Weinheim: Beltz. (in Erscheinung)

Goffman, Erving. 1959. *The Presentation of Self in Everyday Life*. New York: Doubleday & Company.

Koppetsch, Cornelia, und Günter Burkart. 1999. *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: Universitätsverlag.

Köber, Christin, Florian Schmiedek, Tilmann Habermas. 2015. Characterizing lifespan development of three aspects of coherence in life narratives: A cohort-sequential study. In *Developmental Psychology* 51(2):260–275.

Kreyenfeld, Michaela, und Sabine Zinn. 2021. Coronavirus and care: How the coronavirus crisis affected fathers' involvement in Germany. *Demographic Research* 44(4):99–124.

- Labov, William, und Joshua Waletzky. 1973. Erzählanalyse: Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In *Literaturwissenschaft und Linguistik*, Hrsg. Jens Ihwe, 78–126. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Liebermann, Sascha, und Hendrik Muijsson. 2020. Familiäre Vergemeinschaftung oder Betreuungsarrangement? Deutungsmuster zu Familie in der öffentlichen Diskussion und bei Eltern eines zweijährigen Kindes. In *Rekonstruktive Paar- und Familienforschung*, Hrsg. Dorett Funcke, 43–81. Wiesbaden: Springer VS.
- Lucius-Hoene, Gabriele, und Arnulf Deppermann. 2002. *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Opladen: Leske und Budrich.
- Lucius-Hoene, Gabriele, und Arnulf Deppermann. 2004. Narrative Identität und Positionierung. *Gesprächsforschung* 5:166–183.
- Maiwald, Kai-Olaf. 2020. Der Zwang zur Erziehung und die a-pädagogische Haltung moderner Eltern. In *Rekonstruktive Paar- und Familienforschung*, Hrsg. Dorett Funcke, 223–260. Wiesbaden: Springer VS.
- Meyer, Sibylle, und Eva Schulze. 1989. *Balancen des Glücks. Neue Lebensformen: Paare ohne Trauschein, Alleinerziehende und Singles*. München: C.H. Beck.
- Nave-Herz, Rosemarie. 2004. *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*. Weinheim und München: Juventa.
- Parsons, Talcott, und Robert F. Bales. 1955. *Family, Socialization, and Interaction Process*. New York: Free Press.
- Schütze, Fritz. 1984. Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In *Biographie und soziale Wirklichkeit*, Hrsg. Martin Kohli und Günther Robert, 78–117. Stuttgart: Metzler.
- Searle, John R. 1969. *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge: Univ. Press.